

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1957

12 (1957)

12

HEIMAT

Unsere



3. JAHRGANG / 1957

Blätter aus der Wignitz



JOACHIM RINGELNATZ

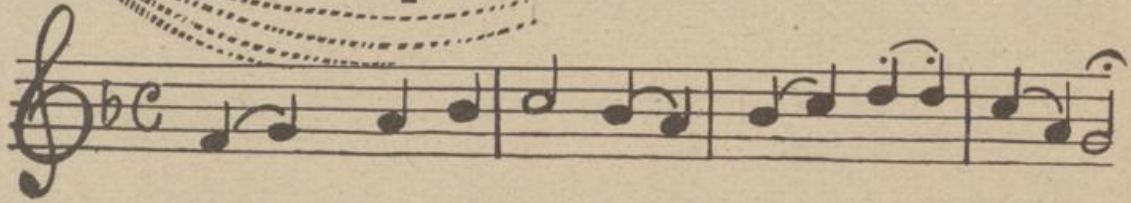
Vorfreude auf Weihnachten

Ein Kind – von einem Schiefertafelschwämmchen
umhüpft – rennt froh durch mein Gemüt.
Bald ist es Weihnacht. Wenn der Christbaum blüht
dann blüht er Flämmchen.
Und Flämmchen heizen. Und die Wärme stimmt
uns mild. – Es werden Lieder, Düfte fächeln. –
Wer nicht mehr Flämmchen hat,
wem nur ein Fünkchen glimmt,
wird dann doch gütig lächeln,
wenn wir im Traume eines ewigen Traumes
alle unfeindlich sind – einmal im Jahr! –
uns alle Kinder, Kinder fühlen eines Baumes,
wie es sein soll, wie's allen einmal war.

*Mit diesem kleinen Gedicht grüßt Sie, lieber
Leser, die Redaktion „Unsere Heimat“ und
wünscht Ihnen ein recht frohes Weihnachtsfest*



★ Quem pastores laudavere



ALBERT HOPPE, PERLEBERG

Ein alter Weihnachtsbrauch in Perleberg

Das reiche Brauchtum unseres Volkes hat Familienfeiern, jahreszeitliche Ereignisse, Arbeitsvorgänge und viele andere Gelegenheiten des Lebens umrankt, es hat aber ganz besonders die großen Feste des Jahres geschmückt. Von diesen hat das Weihnachtsfest seinen besonderen und reichhaltigsten Kranz an Sitten und Gebräuchen aufzuweisen. Zu den uralten, sinnvollen Handlungen des Lichtanzündens, des Baumschmückens, des Schenkens und anderer Gepflogenheiten in der Weihnachtszeit kommt hier und da auch noch der Brauch des sogenannten Quempas-Singens, eine Ueberlieferung, die sich vom Mittelalter her besonders im östlichen Teil unseres Vaterlandes lebendig erhalten hat. Einer der wenigen Orte, in denen dieser Brauch noch bis heute geübt wird, und der einzige in der Prignitz (in der Altmark lebt er noch in Sandau) ist Perleberg.

Der Quempas ist ein kirchlicher Wechselgesang in der Christnacht. Er ist gewissermaßen die nächtliche Geburtstagsfeier des in der Nacht im Stall zu Bethlehem geborenen Gründers der christlichen Religion. Den Namen gab ihm der Volksmund, indem er einfach den Anfang des lateinischen Hauptgesanges: „Quem pastores laudavere . . .“ („Den die Hirten lobten sehr . . .“) in den beiden ersten Silben zusammenzog: Quempas! Die Uebung des Quempas-Singens läßt sich bis ins 14. Jahrhundert nachweisen. Das uralte lateinische Christmettenlied fand seine besondere Pflege in den Orten, an denen Lateinschulen waren. Die Schülerchöre waren auch bis in unsere Zeit im wesentlichen die Träger dieses Brauchs,

nur daß bald zu dem lateinischen Text auch die deutsche Umdichtung kam. Heute sind es durchweg die Chöre der Konfirmanden, die den Wechselgesang unter sich und im Zusammenklang mit der Gemeinde führen.

In den nachweisbaren 600 Jahren seines Bestehens hat das Quempas-Brauchtum eine mannigfache Wandlung erfahren. Die Entwicklung hat darüber hinaus auch in den einzelnen Orten, in denen diese Christmette erhalten blieb, noch zu verschiedenen lokalen Abweichungen geführt. Fast überall war die Durchführung im Kern einst so, daß nach den Wochen der Vorbereitung im Einüben von Text und Melodie und in der Herstellung der bunten Quempashefte die erforderlichen vier Schülerchöre in der Christnacht mit dem Gesang „Puer natus in Bethlehem“ (Ein Kind geboren zu Bethlehem) in die Kirche zogen. Diese war weihnachtlich geschmückt und erstrahlte im Lichterglanz. Auch die Sänger entzündeten die Kerzen, die sie trugen, und die einzelnen Chöre verteilten sich auf ihre Plätze. Sie sangen im Rahmen des nächtlichen Gottesdienstes zeilenweis die vier Strophen des Quempas-Liedes einander zu und die Gemeinde antwortete jeweilig mit dem Resonet (Resonet in laudibus . . .), das ebenfalls vier Strophen hat.

Diese nächtliche Feier mit ihrem Drum und Dran war immer ein starkes Erleben, besonders auch für die Jugend. So finden wir u. a. einen Bericht aus dem Jahre 1610:

„Wir armen Schüler waren wohl recht geplagte Märtyrer; dennoch aber hatten wir in unserem Kreutze auch allerhand Ergetzlichkeiten, die uns dann wieder aufmunterten und erfrischten. Denn kurz vor Weihnachten freuten wir uns auf das Quem pastores, wenn dasselbige beydes, in der Schulen mit Versuchen, als auch in der Kirchen in der Christnacht, würde gesungen werden. Und da waren die Quem pastores-Bücher unter der Zeit mit allerhand Farben gemahlet, zugerichtet und bereitet. Wenn der heilige Abend kam, waren wir bedacht auf die Christfackeln, von grün, roht, und anderen Farben Wachse gemacht.“

In der wechselreichen, bunten Geschichte des Quempas-Brauches gab es höchst originelle Erscheinungen. „Es kam eine große Menge Volkes zur Kirchen. Und da wurden den Jungfern Christfackeln in ihren Gestühlen fürgesteckt, von allerhand Farben, von denen die ihnen etwa günstig waren; Und ward vor eine große Ehre gehalten.“ —

In der anschaulichen, urwüchsigen Art früherer Zeiten gab es bei der nächtlichen Feier oft sehr realistische Krippenspiele. Dabei kam es vor, daß der Geistliche bei der Schilderung der nächtlichen Geburt im Stall

zu Bethlehem lautmalend die Stimmen der Tiere an der Krippe, des Ochsen und des Esels, nachahmte, und daß ihm dann die ganze Gemeinde mit „Muh“ und „Ia“ erwiderte. Dazu bliesen die Hirten ihre Schalmeien, und das Volk gab mit allerlei Instrumenten ebenfalls seiner Freude Ausdruck. In dieses allgemeine Fröhlichsein sollte auch das Jubilieren der Vögel mithineinklingen, wohl um anzudeuten, wie das heute unser immergrüner Weihnachtsbaum tut, daß Winter und Nacht überwunden seien und daß Frühling und Leben triumphieren werden. So waren in der Orgel oft Pfeifen mit Vogelgesang eingebaut. Damit dem Organisten das Tremolo des Nachtigallenschlages recht gelinge, wurden einige Pfeifen vorher mit einer Flüssigkeit angefüllt. Meist war das Branntwein, denn Wasser konnte in der Christnacht leicht einfrieren. Aus dem Jahre 1872 finden wir eine Abrechnung, die an Branntwein und Lichte für die Christnacht den Betrag von 13 Silbergroschen und 9 Pfennigen verbucht hat.

Neben diesen harmlos-heiteren Seiten der Quempas-Feier gab es auch immer wieder Begleiterscheinungen, die über das Originelle hinausgingen, zum Mummenschanz wurden, Anstoß erregten und sich in grobe Ausartungen wandelten. So lesen wir in einer Beschwerde die Forderung, „daß dieser Frühgottesdienst vernünftig eingerichtet würde, und nicht, besonders auf Filialen, wo kein Prediger ist, lateinisch-deutsche Lieder als Puer natus und Quem pastores gesungen oder die Kinder als Engel verkleidet würden, welche Dinge zwar das Auge und die Ohren des gemeinen Mannes ergötzen, das Verstand und das Herz aber dabei leer lassen.“ Oder aber es wird Klage geführt: „An der Stelle der geistlichen Freude tritt der weltliche Spaß. Es drängt sich auf den Turm, wer dazu Lust hat. Der Gesang ist mehr ein Geschrei und Gebrülle, als ein andächtiger und erbaulicher Gesang.“ Eine andere Schilderung berichtet: „Alle jungen Leute beiderlei Geschlechts schwärmen diese Nacht hindurch auf den Kirchwegen oder in den Dörfern umher, üben allerlei leicht zu erratende Laster unter dem Vorwande, daß sie sich nur wecken, überlassen sich dem Trunk, drängen trunken in die Kirchen, verunreinigen diese nach dem Trunke und schänden sie.“

Die Folgen solcher Auswüchse sind Verbote. Der Herzog von Mecklenburg verfügt 1682: „So haben Wir, in Erwägung solcher Umstände, nach reiflicher Ueberlegung dahin geschlossen, daß solche repraesentatio scandalose (anstößige Darstellung) mit allen ärgerlichen Ceremonien in Unseren Herzogthümern und Landen bei Unserer willkürlichen ernsten Strafe gänzlich abgethan und durchaus bey Adel und Unadel verboten



Aufn.: Hans Eylert, Perleberg

Die Karl-Marx-Straße in Perleberg im Winterschmuck

seyn soll.“ Und der König von Preußen ordnet 1739 an: „Wir vernehmen mißfällig, wie bisher noch der Gebrauch gewesen, daß am Christ-Abend vor Weynachten Kirche gehalten, das Quem pastores gesungen worden, und die Leute mit Cronen oder auch Masquen von Engel Gabriel, Knecht-Rupprecht usw. gegangen, auch dergleichen Ahlefantzereyen (Possen) mehr getrieben werden. Wenn Wir aber solches Unwesen nicht mehr gestattet wissen wollen; so befehlen Wir euch hierdurch allergnädigst, daß so wenig die so genandte Christ-Nachts-Predigten weiter gehalten noch das Quem pastores weiter gesungen, oder andere dergleichen bisher üblich gewesene Ahlefantzereyen mehr getrieben werden““.

Daß unsere lieben Perleberger bei solchen „Ahlefantzereyen“ eine rühmliche Ausnahme machten, kann leider nicht berichtet werden. Auch sie verfielen den lockenden Möglichkeiten eines solchen nächtlichen Festes, und das „Fröhliche Weihnacht“, das man sich noch bis heute wünscht,

beherzigten sie nur gar zu sehr. In der allgemeinen Entartung des Brauchtums wurde auch in unserer Stadt der Quempas zum Klamauk, so daß ein Stadtverordnetenbeschuß von 1855 vier Stadtväter beauftragt, bei der Christmesse fortan für Ordnung zu sorgen. Ja selbst bis nach der letzten Jahrhundertwende gleicht das Quempas-Singen in Perleberg manchmal mehr einem Jokus als einer Andacht. Damals gab es als Scherzartikel in den Jahrmarktsbuden die sogenannten Nürnberger Scheren. Wenn man sie am Griff zusammendrückte, schnellten sie bis zu zwei Metern nach vorn. In der Quempas-Nacht saßen nun oben an der Emporenbrüstung der Kirche die Besitzer solcher „Schlangen“. Ihr Licht hatten sie vorn an der Spitze befestigt. Wenn nun die Gemeinde den Chören mit dem Resonet antwortete, dann gröhlten sie förmlich den lateinischen Text und, dem Rhythmus der Melodie folgend, ließen sie jeweils ihre brennenden Kerzen bei jedem schweren Takt nach vorn sausen: „apparuit, apparuit . . .“. Es muß ein phantastischer Anblick gewesen sein, wenn die Schlangen mit dem Lichtkopf durch die Luft flogen, aber von Feierlichkeit war keine Rede mehr. Die Lichter kleckerten, und das flüssige Stearin spritzte weit in das Kirchenschiff hinein. So sah man denn zum Schutz gegen diesen Regen die Leute unten mit dem aufgespannten Schirm hocken. Aus diesem ließ sich wohl der Balsam eher wieder herausbügeln als aus dem Haar oder gar aus dem damals üblichen hochgetürmten Hutgebäude. Einige der wackeren Perleberger Pfahlbürger aber, die als Originale und Spaßvögel den älteren unter uns heute noch in Erinnerung sind, stimmten sich für unseren traditionellen Quempas in der Form ein, daß sie sich am heiligen Abend zu Gröbler begaben, dem Gasthaus dicht an der Kirche, die Nacht dort durchzechten und dann in der Frühe unternehmungslustig und geschlossen in die Christmette marschierten. In dieser „Arena“ fochten sie gelegentlich auf ihre Art auch die Spannung mit der Kirchenobrigkeit aus. Als der junge Kantor, der bis in unsere Tage als Organist an St. Jacobi tätig war, damals dem Quempas wieder zu seiner Würde verhelfen wollte, kam es auf der Orgelempore fast zu Tötlichkeiten. Es sei hier bemerkt, daß der Kantor Sieger blieb. In den letzten Jahren war das Quempas-Singen wieder eine würdige Christnacht-Veranstaltung. Schade nur, daß die Gestelle, die sogenannten Pyramiden, die, auf den Chören angebracht, mit Tannengrün bekleidet und mit Kerzen besteckt waren, heute aus der weihnachtlich gestimmten Kirche verschwunden sind.

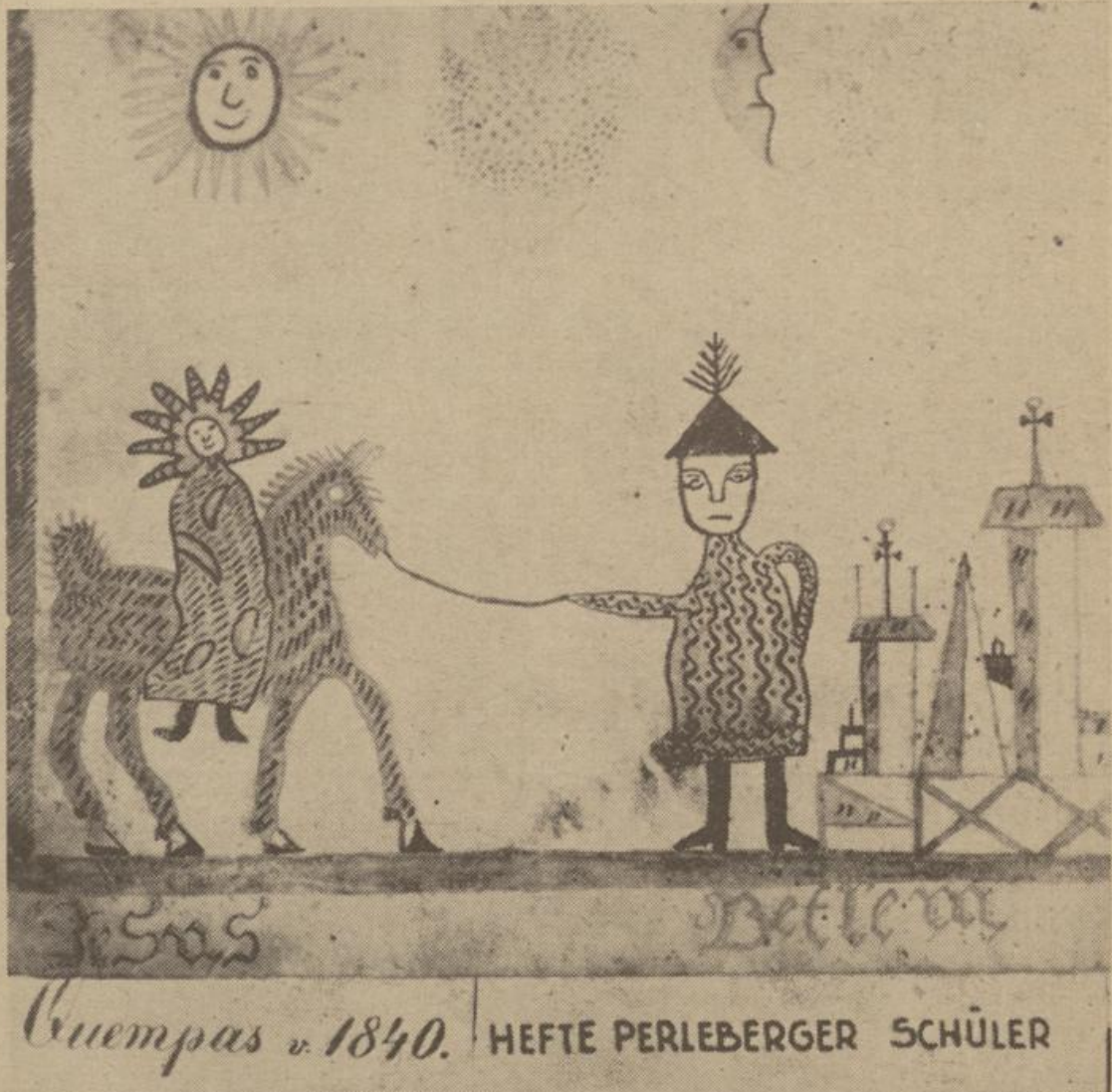
Wie ihren Roland liebten die Perleberger durch alle Zeiten hindurch auch ihren Quempas sehr. Trotz der frühen Morgenstunde ist der weite Kir-

chenraum immer gefüllt, und als in der Zeit der Ausschreitungen dieses Brauchtum ganz abgeschafft werden sollte, indem man androhte, die Kirchentür für die Quempas-Feier nicht mehr zu öffnen, erklärten die Unentwegten, daß sie dann ihren Quempas auf dem Großen Markt singen würden.

So lebt also unser Perleberger Quempas noch heute. Wenn in der finsternen Winternacht die Glocken rufen, dann haben bereits die meisten Quempasfreunde ihr warmes Bett verlassen und streben in den dunklen und stillen Straßen unserer Stadt dem Gotteshause zu. Und wer diese Feierstunde miterlebt hat, dem klingt dann den ganzen Weihnachtstag hindurch die Melodie des „Quem pastores laudavere“ in den Ohren. Manch einer hat sich allerdings erst nach hartem Kampf und im letzten Augenblick vom weichen Pfühl lösen können, und so soll in der Kirche unter manchem Mantel noch die Nachtjacke sitzen. Doch das macht nichts. Ganz will der Quempas des Scherzes nicht entbehren, und ein bißchen Komik würzt auch die ernsteste Feierlichkeit. Wenn Oma als eine der letzten durch das volle Kirchenschiff im Mittelgang nach vorn humpelt, dann schmunzeln alle über den Kleiderbügel, der auf ihrem Rücken baumelt. Unserm plattdeutschen Heimaterzähler aus Wittenberge, der das miterlebte, summt dann den Weihnachtstag über die Melodie mit einem abgewandelten Text durch die Ohren: „Quem pastores Klererbögel . . .“, und er setzte sich hin und schrieb über diesen Quempas ein launiges Gedicht, das wir vor Jahren in unserer Heimatszeitschrift lasen.

Noch ein Wörtlein darf zu den Quempas-Heften gesagt werden. In einem Büchlein lesen wir: „Wir Kinder konnten zwar den Text auswendig, aber ein schön gemalter Quempas mußte sein. Die Zeit des Quempas-Malens war für uns Kinder die schönste Vorbereitung auf das Weihnachtsfest.“ Wir haben in unserem Perleberger Heimatmuseum eine kleine Sammlung solcher von den Schülern unserer Stadt selbst angefertigten und bunt ausgemalten Quempas-Hefte. Das älteste trägt das Datum: „Perleberg, d. 23. Novemb. 1785“ und ist von dem Schüler Christoph Ebel angefertigt. Manch einer wird diese Bändchen in unserer vorjährigen Weihnachtsausstellung gesehen haben. Wie wirken sie in ihrer Originalität wohltuend gegen die meisten unserer heutigen sogenannten „Poesiealbums“. Aus der Fülle der kindlichen Phantasie und in durchaus kindertümlicher Art ist in diesen alten Quempas-Heften etwas geschaffen, das in Form und Farbe noch heute unser Entzücken wachruft. Diese „Albums“ wurden von den Schöpfern mit Recht bis ins hohe Alter aufgehoben, und sie sind heute noch als Erbstück einer vergangenen Zeit in mancher Familie zu finden.

Aus einem dieser Hefte im Museum bringen wir als Beispiel hier ein Blatt. Ist es nicht köstlich, wie dieser Junge sich den Ritt nach Bethlehem vorstellte und wieviel Reize wir in dieser schlichten Darstellung verborgen finden? Was hat der Joseph sich für einen kecken Gamsbart angesteckt!



Und wie ist die Maria, die junge hoffende Mutter, die voll Liebe das Kind in sich trägt, mit einem rührend prächtigen Heiligenschein geschmückt worden! Das Reittier aber stolziert mit seiner heiligen Bürde in selbstbewußter Haltung daher, und sein knubbiger Kaktusschwanz ragt lustig in die Luft. Am Himmel stehen Sonne, Mond und Sterne, alle zu gleicher Zeit. Sie bescheinen Bethlehem und das Idyll auf der Landstraße. Sie geben, fast

symbolhaft, mit ihrem Licht jedem irdischen Familienglück Glanz und Glorie. — Das muß schon ein rechter Griesgram sein, der solch ein aus dem Quempas-Brauchtum geborenes Kinderkunstwerk nicht schmunzelnd und fröhlichen Herzens anschaut.



Wer in der Morgenfrühe des ersten Weihnachtstages den Weg zum Quempas-Singen findet, wer durch die Weite des alten Kirchenschiffes den lateinischen Text klingen hört und dann in der Wiederholung auch seine deutsche Umdichtung

„Den die Hirten lobten sehre,
und die Engel noch viel mehre . . .“,

wer dann gar miteinstimmt in das gemeinsame

„Resonet in laudibus,
Cum jucundis plausibus,
Sion cum fidelibus . . .“,

der mag es in dieser frohen Herzensstimmung tun! Die Fröhlichkeit gehört zum Wesen des Quempas. Aus ihr kommt auch unser alter Festgruß: Fröhliche Weihnacht! —

Dieses Frohsein wird dem Menschen immer eigen bleiben, im frohen Schaffen und im fröhlichen Feiern, wenn der andere alte Weihnachtswunsch sich erfüllt:

Frieden auf Erden!



Winternacht

Aus dem Tale tönt ein Glöckchen
durch die kalte Winternacht.
Aus den Wolken tanzen Glöckchen,
wirbelnd, kraus wie Kinderlöckchen,
sinken hin zur Erde sacht. —

Eines legt sich still zum andern,
dicht an dicht, zum weißen Kleid.
Müde sind sie nun vom Wandern.
Eines flüstert leis zum andern:
Bald ist wieder Weihnachtszeit! —

Wärmend decken sie die Berge,
Wald und Feld mit weichem Flaum,
Tannenbäumchen stehn wie Zwerge
weiß und märchenschön am Berge,
träumen ihren Wintertraum. —

Streift ein Windhauch Busch und Bäume,
klingts wie leiser Harfenschlag.
Winternacht. — Durch Kinderträume
leuchten Schnee und Lichterbäume.
Bald — ja bald ist Weihnachtstag. —



Eichhörnchen

Aquarell von Prof. Otto Bertl, Bad Wilsnack

Das Havelberger Rathaus

Havelbergs ältestes Rathaus ist nicht mehr vorhanden. Es stand auf dem Marktplatz, dem Stadtmittelpunkt. Hier am Markt und seiner unmittelbaren Umgebung wurden auch die anderen öffentlichen Gebäude errichtet.

In den ältesten Zeiten diente es neben Gerichts- und Verwaltungszwecken auch als Schauhaus praktischen Zwecken. So ergab sich von Anfang an, daß das Rathaus die Seele der Stadt, der Mittelpunkt des Gemeinwesens wurde.

Bereits seit dem Jahre 1151 besitzt Havelberg Stadtrecht, zugleich auch die Befugnis, selbst Märkte abzuhalten.

Als im 12. und 13. Jahrhundert die Kolonisierung des ostelbischen Slawenlandes begann und Handwerker und Kaufleute der Stadt das wirtschaftliche und politische Gesicht gaben, war Havelberg ein bedeutender Ort.

Damals erfolgte die Rechtssprechung nach dem sogenannten Sachsenrecht, das uns um 1230 Eyke von Repkow in seinem „Sachsenspiegel“ niedergeschrieben hat. Es war eine Rechtssprechung unter freiem Himmel und unter Anteilnahme des Volkes, wie sie in Havelberg am Sperlingsberge stattfand. Später, als Urkunden und Protokolle dazu kamen, wurden diese Gerichtsversammlungen in verdeckten Räumen abgehalten, um störende Witterungseinflüsse abzuhalten, und über die Gerichtsstätte die sogenannte Gerichtslaube — unmittelbar am Rathaus — gebaut. Diese war gewölbt und an drei Seiten offen, eben um dem Volke die Anteilnahme zu ermöglichen.

Als Havelberg das erste Rathaus auf dem Marktplatz erbaute, wird es sich auch eine solche offene Gerichtslaube geschaffen haben, denn Riedel bezeichnet noch das spätere Rathaus aus dem Jahre 1698 als „Lobium“ = Laube. Diese Bezeichnung deutet jedenfalls darauf hin. Nach den Bränden von 1627, 1635, 1652 und 1674 wurde es 1698 wieder aufgebaut. Einen Turm hatte es nach den älteren Ansichten der Stadt nicht. Bei diesem

Neubau war es (nach Beckmann) jedoch „mit einem schicklichen Thurm gezieret worden“.

Das jetzige Gebäude — ein einfacher Putzbau — stammt allerdings erst aus dem Jahre 1854. Es enthält aus dem Mittelalter nur noch einige gewölbte tiefe Kellerräume, sonst ist aus dieser Zeit nichts mehr erhalten.

Quellen über die Errichtung des ersten Rathauses sind leider nicht vorhanden. Im Jahre 1310 erhielt die Fleischerinnung vom Rat der Stadt eine Urkunde über den Verkauf von Fleischscharren. Darin heißt es: „Wenn man das Rathaus bauet in dieser Stadt Havelberg, so sollen die Bürgermeister nicht mehr als das Dach und die statuas, die Steine oder Pforten an den Scharren bauen, was sonst nötig, sollen die Fleischer von ihrem eigenen Geld bauen.“ Hiernach existierte damals ein Rathaus noch nicht. (Riedel I, S. 27).

Wir müssen uns also die ursprünglichen Verhältnisse in unserer Stadt nach ihrer Erbauung so vorstellen, daß auf dem Markt kein Rat- oder Gewandhaus sich erhob, sondern um ihn herum die Buden und Scharren lagen, in denen die einzelnen Handwerkszweige gemeinsam ihre Arbeiten verrichteten und ihre Waren verkauften.

Etwas später muß dann das erste Rathaus erbaut worden sein, denn nach Riedel (III. S. 39) wurde im Jahre 1350 vom Rat der Stadt das Mühlenwerk des Domkapitels gegen eine jährliche Geldabgabe des Rathauses zu Lehn genommen, wogegen die Stadt das Mühlenwerk zum Besten des Rathauses verwaltete und nutzte. (Riedel I S. 30/33, III S. 26/27, 277/278 und 296/298). Hier wird das Rathaus zum ersten Male erwähnt.

„Aus hochdringender Not“ hatte der Rat der Stadt dies Rathaus im Jahre 1613 „abnehmen und niederlegen“ müssen und etwa um 1620 ein neues erbaut, das aber schon 1627 infolge Belagerung der Stadt durch die Dänen ein Raub der Flammen wurde, wobei alle Urkunden der Vernichtung anheimfielen. (Riedel I S. 24).

Es ist wohl anzunehmen, daß die Stadt in der Zeit von diesem Brand bis zum Bau des Rathauses vom Jahre 1698 überhaupt kein eigenes Rathaus gehabt hat. Sicher gab es 1654 noch keins wieder, denn damals benutzte man das Eckhaus der Marktstraße am Markt als Rathaus. In ihm wohnte auch der Kellerwirt.

Wann und aus welchem Grunde nun das im Jahre 1698 erbaute Rathaus eingegangen ist, darüber erfahren wir nichts. Wir hören nur, daß das jetzige Rathaus 1854 erbaut wurde.

In dem Havelbergischen Orakel finden wir folgende Beschreibung des 1698 errichteten Rathauses: Es besteht aus zwei Etagen. In der unteren ist links die Gerichtsstube mit einer Kammer, rechts die Accisestube, ebenfalls mit einer Kammer. Die Einrichtung der Gerichtsstube sah so aus: ein eiserner Ofen, 1 großer runder Tisch mit einer grünen Decke, 7 lederne Stühle für die Magistratspersonen; ferner ein kleiner Tisch mit einer grünen Decke nebst 1 ledernen Stuhl für den Secretario, 1 länglicher Tisch, die Akten darauf zu legen, 1 großes Spind von Kiefernholz zur Verwahrung der Akten; vor den Fenstern sind Gardinen von grünem Rasch (Kammgarngewebe nach der Stadt Arras genannt), 1 lange Bank für die Stadtverordneten und Gilden, das Porträt Friderici Regis Borussorum (König Friedrich I.). In der Kammer Aktenspinden und die messingnen Probegewichte; in einer alten Lade waren 30 Flinten, 6 Stück Kurzgewehr, 19 Degen, 2 Trommeln und 2 Fahnen.

Auf der linken Hofseite, also nach hinten heraus, lag eine Stube als Wohnung des Kellerwirts, dessen Keller den Raum unter dem ganzen Haus einnahm; hier unten war auch die Waage aufgestellt.

Die oberen Räume wurden um 1800 von der hier in Garnison liegenden $\frac{1}{2}$ Eskadron des Königl. Leib-Carabinier-Regiments zu Kammern benutzt. Vorher hatte das Militär nur 2 Stuben rechts. Links dagegen wurde in einer Kammer des Rathauses Brennholz verwahrt. Eine Stube diente als „Bürger-Gehorsam“, und auf der dritten wurden die Inquisiten (Angeschuldigten) peinlich verhört; sie hieß daher die Reck-Kammer. Auf dieser sind vorhanden: 1 spanischer Mantel und eine sogenannte Fiedel mit eiserner Feder und Glocke.

Der jüngste Ratsherr mußte früher den Schlüssel zur Ratsstube aufbewahren. Sooft der Rat zusammengerufen wurde, mußte er sich nach geschehenem Glockenschlag auf das Rathaus begeben und die Ratsstube öffnen. Er durfte aber nicht allein darin bleiben; auch mußte er sich zum Geldzählen gebrauchen lassen und den älteren Ratsmitgliedern helfen. Der Kellerwirt hatte das Bier und Salz zu verwalten und sobald eine Fuhre Bier ankam, den Verordneten des Rats hiervon sofort Anzeige zu machen. Er bekam wöchentlich 6 Schilling nebst freiem Holz und Licht, auch „einen notdürftigen Trunk“.

Im Jahre 1937 wurde das Rathaus umgebaut und ein Seitenflügel angebaut, der den ehemaligen vom Haus umschlossenen Hof der Apotheke noch mit erfaßt hat. Die Rechtsverhältnisse lagen dort ganz merkwürdig. Die Apotheke war ursprünglich etwa 5 m kürzer. Ein früherer Apotheker hat dann die 5 m Verlängerung seines Grundstückes dazu gepachtet und auf

dem gepachteten Stück den eigentümlichen Hof gebaut. Bei dem Umbau wurde von der Stadt der Pachtvertrag gekündigt und das auf dem Pachtlande gebaute „Hofhaus“ abgerissen. Vom Rathaus wurde nun ein Seitenflügel gebaut, der sich an den alten Giebel der Apotheke anschließt, so daß der Markt auf dieser Seite zum mindesten nicht verloren, eher sogar gewonnen hat.

Bei den Ausschachtungsarbeiten wurden ein slawischer Kommandostab und Scherben slawischer Herkunft gefunden, ein Beweis, daß die Stadtinsel vor der deutschen Besiedlung durch Slawen besiedelt war.

Auf dem vor dem Rathaus befindlichen Marktplatz finden heute noch traditionsgemäß alljährlich die Volksfeste statt. Sie leiten sich wohl von der am 16. 8. 1170 erfolgten feierlichen Einweihung des Domes ab, die sich dann jedes Jahr an diesem Tage wiederholten. Aus diesem jahrhundertlang gewohnten Kirchweihfest, das damals auf dem heutigen Platz des Friedens stattfand und zu dem auch die umliegenden Gemeinden nach Havelberg kamen, ist dann später der im Herbst jeden Jahres stattfindende Heiratsmarkt hervorgegangen. Da sich aber der genannte Platz für diese Volksfeste im Laufe der Zeit zu klein erwies, wurden sie nach dem Marktplatz und der Lehmkuhle verlegt.

Im übrigen war die alte Marktplatzsiedlung mit den radialen Straßen ein Rundling abseits der Landstraße. Später wurde diese Landstraße (Ernst-Thälmann-Straße) Hauptstraße und ein neuer Markt, der Salzmarkt, von strenger Rechteckform nahe dem Havelstrom, wurde nun Handelsstätte und Umschlageplatz.

Das Herz des Handelsverkehrs aber war das Rathaus mit der Ratswaage. Von dem Leben und Wagenverkehr jener Zeit vermag man sich heute nur schwer eine Vorstellung zu machen.

Quellen-Nachweis

Riedel: Codex diplomaticus Brandenburgensis. Berlin 1840.

Beckmann: Historische Beschreibung der Chur u. Mark Brandenburg pp. Berlin 1753.

Zoellner: Chronik der Stadt Havelberg. Havelberg 1893/94.

Havelberg-Sandow'sche Zeitung vom 3. März 1938. (Artikel über den Neubau des Havelberger Rathauses).

Schultz, Rektor: Akten der Bezirkspflegeschafft für kulturgeschichtliche Bodenalertümer in Havelberg. (Heimatmuseum).

Dr. Meinhold: ebenda.

Hoppe: Der Roland von Perleberg. Perleberg, „Unsere Heimat“, Heft 1, 1955.

De Pelzbuck kümmt

Ein alter Prignitzer Volksbrauch

Liesen summt Mudders Spinnrad in de Stuw. Upp'n Disch bleakt de Petroleumlamp, un in de Eck sitt Vader un bind Bäßen. Sien lütte Tochter sitt danäven und spöllt mit de Berkenries. De beiden Groten sitten am Disch und moaken Schoolarbeit. De Griffels kratzen öwer de Schiefer-toafel, un henn un wärrer kiekt Mudder henn un verbedert. Denn huscht de Schwamm moal schnell öwer de Toafel, un daet Schriewen geiht noch moal von vörn los. Doch endlich sind se färig. Mudder kickt noch moal noa. Se schient tofrieden un fängt an, ganz liesen een Wiehnachtsleed to singen. De Kinner fall'n mit in un Vadder brummt ok liesen mit. Daet Leed von Dannenboom klingt so recht friedlich dörch de lütte Stuw, un jeder denkt dabie, wat he woll de anner to Wiehnachten schenken künn. Upp enmoal kloppt daet an de Fensterluk. De Kinner kriegen een tämlichen Schreck und kieken Mudder an. Vadder röppt: „Wer is denn da buten?“ Un von buten fröggt een gruliche Stimm: „Derf de Pelzbuck rinnerkomen?“ „Joa“, röppt de Mudder, „kumm man rinn, uns Kinner sind artig.“ Vadder steiht upp, schmitt de Bäßen in de Eck un geiht rut un möckt de Husdör upp. Fritz, watt de Oellst is, seggt: „Loat ehm man koamen, ick hew keen Bang.“ Oewerst als de Dör upgeiht un een Gestalt mit'n groten Filzhoot, witten Bart, langen Mantel un lange Stäweln in de Stuw rinner kümmt, da sin de Kinner up eenmoal wie de Müs verschwunn. De Pelzbuck kikt mit siene grote Oogen in de Stuw rümmer un frögt mit barsche Stimm: „Wo sind de Görn?“ Toerst kümmt de lütte Deern, de sick hinner Mudders Rock verstäken hätt, tum Vörschien. „Kannst Du bäden“, frögt de Pelzbuck, un als Mudder got toräd't, plappert se ganz niedlich: „Ich bin klein, mein Herz ist rein“. De Pelzbuck schenkt ehr een poor Wallnöt un brummt: „Daet häst Du god moakt, mien lütte Deern“. Als ehr Schwester süht, daet de Pelzbuck Nöt verschenkt, kümmt se ok hinner den Kachelöwen vör un bähd ehrn Vers. Se krigt davör een rotbackigen Appel. Bloß Fritz, de erst sönn groten Mund har, kümmt nich tum Vörschien. Upp eenmoal bückt sick de Pelzbuck, grippt unner daet Bett un treckt Fritzen and' Been vör. „Kannst Du ok bäden und sing'n?“ ranzt he den Bengel an. „Joa“, seggt de, un singt: „Pelzbuck, du fule Kröt, bring mi'n ganzen Sack vull Nöt“. Dafür treckt ehm de Pelzbuck een mit de Berkenrut öwer daet Hinnerdeel. Denn kickt he sick de Schoolarbeiten an, brummelt sick wat in sien Boart un seggt: „Nu singt mie man noch een Wiehnachtsleed vör.“ Watt de grote Deern is, de stimmt an un de annern sing all mit: „Alle Jahre wieder . . .“

Als de Gesang toenn is, grippt de Pelzbuck nochmoal in sienen Sack un schenkt jedem een groten Päperkoken. „Wenn jie nich harn singen un bäden künnt, har ick ju in den Sack stäken“, seggt he to de Kinner. Mudder giwt den Pelzbuck noch dree Aeppel, un denn schüwt se ehm ut de Dör rut. „Aetsch“, seggt de grote Deern to ehren Broder, „du häst Prügel krägen!“ „Ach watt“, seggt he, „daet hätt nich weh doan“. „Du Vadder,“ frögt de lütte Deern, „wer wär denn daet?“ „Na, de Pelzbuck wär daet“, seggt de Oll. Frögt de lütte Deern wieder: „Du Vadder, ob de Pelzbuck ok kláut?“ Brummt de Oll: „Wieso sull denn de Pelzbuck klauen?“ Grient de Deern so ganz vërschmitzt, „Weil he Gustav Blom sien Hoot up har!“ De Pelzbuck geiht dewiel in daet nächste Hus, un denn immer wieder, bitt he daet ganze Dörp rümmer is.

WILL ANDERS, KYRITZ

Über die Arbeit des Kulturbundes im Kreise Pritzwalk

Wie man sich bettet, so schläft man. Diese alte Weisheit gilt auch für das Leben in den Dörfern der Prignitz. Es gibt Dörfer, in denen man sich zusammensetzt, über die Verbesserung der örtlichen Verhältnisse spricht und auch Mittel und Wege findet, sich angenehmer zu betten, es gibt aber auch solche, in denen man glaubt, das Neue, das Bessere zu schaffen sei Sache der Regierung und des Rates des Kreises, allenfalls noch des Lehrers, soweit es um Fragen der Kultur geht, und der schönste Platz für wirkliche Männer sei ein für allemal der an der Theke.

Gewiß gibt es in jedem Dorfe eine Kulturkommission. Wer ihr angehört, ist manchmal nur nach längerem Suchen in den Akten feststellbar, und außer der Vorbereitung des Erntefestes macht sie nichts. Leider enthalten auch solche Erntefeste selten eine neue Idee, sie dienen nur der Steigerung des Umsatzes von Alkohol und Bockwürsten.

Es gibt aber auch Dörfer, in denen es einige verstanden, die Bevölkerung zu interessieren, und nun war man erstaunt, wie leicht es ist, gemeinsam die Verschönerung des Dorfes, die Bereicherung des kulturellen Lebens zu erreichen. In einigen Dörfern ist dies durch die Bildung von Ortsgruppen des Kulturbundes geschehen, und hiervon möchte ich erzählen.

In den 852 Gemeinden unseres Bezirkes, die weniger als 2000 Einwohner haben, gibt es 17 Ortsgruppen des Kulturbundes, davon allein im Kreise Pritzwalk 5, nämlich in Blumenthal, Reckenthin, Stepenitz, Gerdshagen und Krempeendorf. Außerdem gibt es Ortsgruppen in Pritzwalk, Meyenburg und Putlitz.

1953 gab es nur 130 Mitglieder in Pritzwalk, heute sind es 550 im Kreise, darunter 2 Künstler, 7 Ärzte, 2 Geistliche, 84 Lehrer, 50 Arbeiter und ebenso viele Bauern. In der Beitragskassierung steht der Kreis Pritzwalk mit 100 Prozent seit Jahren an der Spitze im ganzen Bezirk. Wie war nun die Arbeit dieser Ortsgruppen?

In Meyenburg verstand man es, Vorträge so gut zu propagieren, daß manchmal jeder 10. Einwohner der Stadt anwesend war. Dieselben Vorstandsmitglieder des Kulturbundes erreichten auch durch persönliche, überzeugende Werbung einen sehr befriedigenden Besuch der Vorstellungen des Landestheaters Parchim, Theaterfahrten nach Schwerin und nach Berlin in die Staatsoper waren die Krönung dieser vorbildlichen Arbeit.

In Stepenitz sind die Theaterfahrten nach Meyenburg das Hauptanliegen der 62 Mitglieder. Es wären 100 oder mehr, wenn es keine Transportschwierigkeiten gäbe.

In dem zwischen Stepenitz und Meyenburg liegenden Krempeendorf wollte man auch nicht länger zusehen, wenn die Stepenitzer ins Theater fahren und gründete vor wenigen Wochen ebenfalls eine Ortsgruppe.

In Putlitz entstand nach der 1000-Jahrfeier eine neue Ortsgruppe. Die Heimatspielgemeinschaft ging nach den Aufführungen nicht wieder auseinander, sondern wird als Literaturzirkel weiter arbeiten.

Ein Literaturzirkel bildet auch den Kern der Ortsgruppe Gerdshagen. Von hier aus wurden gemeinsam mit der Kreisbibliothek im Monat Oktober zwei Dichterlesungen mit Irma Harder in Gerdshagen und Stepenitz und zwei literarische Abende in Brügge und Buddenhagen durchgeführt. Die letztgenannten Veranstaltungen waren von 62 bzw. 41 Gästen besucht. Ist das nicht ein sehr erfreuliches Ergebnis? Drängt sich einem nicht die Frage auf, warum es in diesen Orten noch keine Ortsgruppen des Kulturbundes gibt? Muß man sich nicht fragen, was auf kulturellem Gebiet in Schmolde, Frehne, Groß-Pankow oder Lindenberg geschieht?

In Blumenthal verstand es der Kulturbund, Veranstaltungen durchzuführen, deren Niveau vorbildlich war. In Versammlungen sieht man manchmal mehr Teilnehmer als die Ortsgruppe Mitglieder hat. Man diskutiert über die kulturellen Aufgaben in der Gemeinde und versteht es, selbst einer Diskussion einen festlichen Rahmen zu geben. Eine Jahreshauptversammlung des Kulturbundes in Blumenthal ist ein Fest.

Reckenthin ist „Das Kulturdorf“ des Bezirkes, ausgerechnet das kleine, entlegene Reckenthin. Vorträge besucht meist jeder 6. Einwohner, die Bibliothek erfreut sich starken Zuspruchs, die Volkstanzgruppe ist als

Dorfgruppe vorbildlich im Kreise. In Solidaritätseinsätzen wird das Dorf verschönt, und die Ruine des ehemaligen Gasthauses wurde, ohne erst alle zuständigen Stellen um Erlaubnis zu fragen, in einen Kultursaal verwandelt. Jetzt geht es noch um eine theatergerechte Bühne. Auch diese wird geschaffen werden, und dann wird man das Hans-Otto-Theater ins Dorf locken, und der Saal wird überfüllt sein. Kein Mensch in Reckenthin zweifelt daran, daß auch dieses Vorhaben gelingen wird. Daß Reckenthin eine vorbildliche LPG hat, ist sowohl Ursache als auch Wirkung dieser regen Wirksamkeit auf kulturellem Gebiet.

In Pritzwalk sind es besonders die Arbeitsgemeinschaften der Ornithologen, der Philatelisten, der Aquarianer und die Heimatspielgemeinschaft, die eine gute Arbeit leisten. Die Ornithologen haben den Vogelschutz, die Winterfütterung der Singvögel und die Verbreitung von Kenntnissen über die Vogelwelt zu ihrer Aufgabe gemacht. Durch Spenden wurde der Ankauf von zahlreichen Exponaten für eine naturwissenschaftliche Abteilung des Kreismuseums ermöglicht. Die Heimatspielgemeinschaft hat Tausenden durch die Aufführung des Heimatspiels Kenntnisse der Geschichte und ein unvergeßliches Erlebnis vermittelt.

Die Intelligenz hat den Kulturbund noch nicht zum Forum ihres Meinungsaustausches über die politischen, kulturellen und ökonomischen Probleme der Zeit gemacht.

Die „Blätter aus der Prignitz“, deren Mitherausgeber der Kulturbund ist, werden im Vergleich mit Kulturspiegeln aus anderen Bezirken der Deutschen Demokratischen Republik als gut bezeichnet. Die Beiträge aus dem Kreise Pritzwalk sind jedoch viel zu gering an Zahl.

Zu gering ist auch die Zahl der vom Kulturbund im Kreise Pritzwalk durchgeführten Vortragsabende. Sie ließen sich sehr vermehren, wenn von den Dörfern Vorträge angefordert und die Veranstaltungen örtlich gut vorbereitet würden.

Die Zahl der Ortsgruppen des Kulturbundes könnte um ein Vielfaches vermehrt werden, die Veranstaltungen in den bestehenden Ortsgruppen müßten zahlreicher sein, und vor allem müssen die Mitglieder wesentlich mehr mitarbeiten, mitdenken, ihre Meinung sagen, helfen, das Lebensniveau in ihrem Wohnort zu heben.

Die Kulturkonferenz der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands hat uns allen große Aufgaben gestellt. Die kulturelle Entwicklung des Dorfes seiner ökonomischen, die Entwicklung der Dörfer der Städte anzugleichen, das Leben auf dem Dorfe schön, inhaltreich, fortschrittlich und weltnahe — und das heißt sozialistisch — zu gestalten, das ist unsere Aufgabe.

Der Kulturbund hat seinen Anteil an der Erfüllung dieser Aufgabe zu leisten.

Aus alten Prignitzer Volksbüchern

Der Geschichtsschreiber Helmold berichtet in der Chronica Slavorum bis zum Jahre 1172 über unsere Prignitz, in der vor allem die Brisaner als slawischer Volksstamm wohnten: „Das östliche Havelland stand unter dem Markgrafen Adalbert (Albrecht), der den Beinamen der Bär führte. Er unterdrückte das ganze Land der Brisaner, der Studeraner und vieler Völkerschaften, die an der Havel und Elbe wohnten und zügelte die Aufwässigen unter ihnen.“ In dem Heere des Markgrafen dienten zahlreiche Ritter aus dem westelbischen Deutschland. Nachdem die blutigen Kämpfe aufgehört hatten und die gewaltsame Unterdrückung dieser slawischen Stämme beendet war, übernahmen dann diese Ritter in den neu befestigten slawischen oder ganz neu aufgeführten Burgen den Befehl über die deutsche Besatzung. Für ihre Dienste erhielten sie einen Teil der Abgaben, die von den verbliebenen Slawen oder den in das Land gerufenen Ansiedlern aus Holland, Seeland und Flamland gezahlt werden mußten. Dazu bekamen sie noch einen größeren Landbesitz mit den in ihm gelegenen Dörfern, Flecken oder Städten als Lehen. Die bekanntesten unter diesen Rittern waren die Gänse zu Putlitz, die Edlen von Plotho um Kyritz und Wusterhausen, die Bösel, die Klitzing, die Königsmark, die Möllendorf, die Grävenitz und Karstedt. Einige dieser Familien haben bis zum Jahre 1945 in unserer Heimat als die Herren bedeutender Güter ein müheloses Dasein in prunkvollen Schlössern geführt. Die von ihnen ausgebeuteten Landarbeiter und Tagelöhner wohnten in armseligen Katen und führten ein erbärmliches Leben. Erst unsere demokratische Bodenreform legte sie für alle Zeiten hinweg. Andere von ihnen gingen in den gegenseitigen Raub- und Kriegszügen des frühen Mittelalters unter oder starben aus. An ihre Stelle traten neue Herren. So ist zum Beispiel urkundlich nachgewiesen, daß Mesendorf von 1454 bis zum Jahre 1814 in dem Besitz derer von Platen sich befand. Es ist hier uninteressant, ob die Burg und das Dorf schon vor 1454 im Besitz dieser Feudalherren waren und auch, ob sie zu den Eroberern des Landes und den Unterjochern der Brisaner gehörten oder nicht. Sie haben nie die Macht und den Einfluß der Edlen Gänse zu Putlitz oder der Stendal, der Quitzow oder der Rohr gehabt. Trotzdem

steht fest, daß im Jahre 1684 nach den Angaben im Landbuch von Berg-
haus

Rosenhagen mit dem Dorf Lübzow, Wothike,
Mesendorf mit dem Dorf Motterich, Quitzow,
Demerthin, Dergenthin mit den Dörfern Sükow,
Gantikow, Bentwich, Groß-Linde, Schönefeld
Mechow mit dem Dorf Bork, und Below
ihr Eigentum waren.

50 Jahre später, 1733, war Hans Albrecht von Platen Herr über 97 Unter-
tanen in 16 Dörfern der näheren und weiteren Umgebung von Mesendorf.
Am 28. Oktober 1733 mußten alle ihm untertänigen Bauern zu ihm kom-
men und schwören, daß sie die Dienste, Pächte und alle anderen Gebüh-
nisse treulich und gehörig leisten, tun und abgeben und sich in allen
Stücken so verhalten werden, wie es einem treuen und gehorsamen Unter-
tanen gebühret. Von den Untertanen, die zu erscheinen hatten, waren
Bauern aus

Mesendorf	8	Müggendorf	4
Groß-Woltersdorf	6	Bentwisch	7
Groß-Gottschow	4	Mottrich	6
Groß-Linde	8	Quitzow	3
Buchholz	1	Guhlsdorf	2
Jagel	4	Jakobsdorf	4
Cumlosen	11	Kreutzburg	9
Lütkenwisch	6	Barenthin	14

Ihr Eigentum war nur ihre persönliche Habe. Acker, Wald, Wiese, Haus
und Hof waren Besitz des Feudalherren und mit dem Hofgewehr dem
Bauern als Lehen gegeben.

Nur die wichtigsten Stücke des Hofgewehrs, die in einem alten Schön-
hagener Hofbrief eines Dreiviertelhüfners aufgezählt sind, wollen wir hier
nennen. Es sind an Vieh:

4 Kühe,	3 Gänse
2 Pferde	1 Gänserich
1 Zuchtsau,	8 Hühner
1 Schlächtschwein	1 Hahn,
4 Schafe	

an Wirtschaftsgeräten:

1 weiter Wagen,	1 Beil,
1 enger Wagen,	1 Radehacke,
1 Pflug mit Zubehör,	2 Bohrer,
4 Eggen,	4 Sielen,
2 Heugabeln,	6 Kornsäcke und
2 Mistforken,	4 Futtersäcke.

Ferner werden genannt: 1 Tisch in der Stube und 2 Banken, 1 Backtrog, Messer, Eimer, Tassen, Schüsseln, Teller und Sensen. Alle Sachen waren bei heiratunfreiem Erbbesitz dem Hoferben oder sonst dem Lehnsnachfolger kostenlos und in gutem Zustand, da sie ja dem Lehnsherrn gehörten, zu übergeben. Über die Dienste und Abgaben, die solch ein Bauer dem Lehnsherrn schuldig war, berichtet uns eine Akte vom 27. August 1812 aus Anlaß der Ablösung von 4 Vettiner Bauern aus der Gutsuntertänigkeit des Rittergutes Krams. In ihr heißt es:

- „1. jeder Bauer diene wöchentlich 2 Tage mit dem Gespann mit 4 Pferden und 2 Personen,
2. müßten alle 4 den Roggen durch einen Mäher und Binder abbringen lassen, wobei sie das Mittagbrot und das nötige Getränk erhielten,
3. müßten sie in den übrigen 5 Erntewochen wöchentlich einen doppelten Handtag und 3 einzelne Handtage bei eigener Kost leisten,
4. müßten sie jährlich 15 Beitage mit der Hand tun, wobei sie des Mittagges gespeist werden,
5. müßten sie unbestimmte Baudienste leisten,
6. müßte jeder von ihnen jährlich 2 Scheffel rauhen Hafer, (1 Scheffel etwa 55 Liter), eine Gans, einen Hahn und „Zehnt“ entrichten, auch 4 Pfund Hede spinnen.

Sollte wider Verhoffen an dieser Angabe noch etwas fehlen, so behalte er sich vor, dieses künftig nun noch nachzuholen.“

In Mesendorf und allen anderen feudalen Besitzungen in der Mark werden die Dienste- Abgaben und Leistungen der gutsuntertänigen Bauern und das Maß der Ausbeutung und Unterdrückung kaum kleiner gewesen sein. Uneingerechnet dieser Bürde von Frondiensten sind die oft 20 und mehr kilometerweiten An- und Abmarschwege und der Ausfall von Arbeitszeit infolge schlechter Wetterverhältnisse. Die Zeit, die einem solchen Lehnsbauern für die Bestellung, Pflege und Ernte auf der von ihm bewirtschafteten Feldmark verblieb, war gering. In den Nächten, an Sonn- und Feiertagen quälte er sich mit seiner Familie und den hungrigen, abgemagerten und müden Pferden für einen geringen Ertrag. Die Bergung der eigenen Ernte konnte erst nach dem Herrendienst erfolgen, so daß die Witterung oft noch einen großen Teil der Ernte vernichtete. Bei oder schon vor Sonnenaufgang befand sich der Lehnsbauer bereits wieder auf dem stundenlangen Marsch zum Herrensitz. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß uns die persönliche Habe eines solchen Lehnsbauern Aufschluß über seine Not und sein jämmerliches Leben gibt. Der gesamte Nachlaß des im Jahre 1806 verstorbenen Dreiviertelhüfners Schmidt aus Schönhagen betrug 39 Taler 18 Neugroschen einschließlich 2 Stärken und

allerlei Handwerkszeug und Gebrauchsgegenständen. An Kleidung hinterließ er

einen Rock, einen Hut,
ein Paar Hosen,
ein Brusttuch,
ein Paar Strümpfe
acht Hemden,

ein Paar Stiefel und
ein kurzes über dem Hemd
getragenes jackenartiges Kleid
(Kamisol genannt).

Als am 6. Oktober 1807 auf Betreiben des Freiherrn vom Stein die Gutsuntertänigkeit aufgehoben wurde, änderte sich an der Lage der Bauern zunächst nichts. Die Übergabe der Feldmark, der Gebäude und des Hofgewehrs dauerte in vielen Fällen bis zu 20 Jahren. Die Ablösung der Gutsuntertänigkeit konnte durch Geld und durch Abgabe von Land erfolgen. Zu zahlen waren in Schönhagen von einem Vollbauern 739 Taler, von einem Dreiviertelbauern 566 und von einem Halbbauern 394 Taler. Der Wert einer zweijährigen Stärke lag bei 10 und der eines Morgen Land bei 14 Talern. Der Erbe des genannten Schönhager Siebenachtelbauern kaufte sich durch eine Schuld von 653 Talern von dem Herrn von Rohr frei. Er hatte sie mit 5 Prozent jährlich zu verzinsen und konnte sie nach vorangegangener dreimonatlicher Ansagung ganz oder teilweise am 1. Januar und 24. Juni jeden Jahres jedoch nicht unter Summen unter 50 Talern abstoßen. Die Vettiner Bauern mußten für die Überlassung des Hofes und des Hofgewehrs zum Eigentum jeder 130 Taler zahlen und zur Erlassung der Dienste und Abgaben im ganzen 85 Morgen 100 Quadratruten an den Herrn von Klitzing abtreten. Kaum einer dieser Bauern konnte diese Beträge aufbringen. An Stelle der Gutsuntertänigkeit trat die nicht minder drückende Schuld- und Zinsknechtschaft. Die Wohnhäuser, Ställe und Scheunen waren mehr oder weniger zerfallen, der Acker schlecht bearbeitet und verunkrautet. Viele der Bauern gaben ihr Lehen zurück und wurden Tagelöhner auf dem Herrenhof. Andere verließen ihre Heimat, zogen in die Städte oder wanderten in fremde Länder aus. Die Rückständigkeit und Dürftigkeit der Dörfer in kultureller, baulicher und hygienischer Beziehung sind ein Spiegelbild der vergangenen Jahrhunderte.

Die Zerschlagung der Macht der Junker, der Bank- und Monopolherren durch die siegreiche Sowjetarmee und das Beispiel des ersten sozialistischen Arbeiter-und-Bauern-Staates der Welt haben auch in unserer Deutschen Demokratischen Republik die Grundlagen für den Aufbau des Sozialismus geschaffen. Unter der Führung der Partei der Arbeiterklasse haben unsere Arbeiter und Bauern ein enges Bündnis geschlossen und marschieren gemeinsam in eine bessere Zeit ohne Unterdrückung und Ausbeutung. Das Denken der Menschen verändert sich und mit ihm auch das Gesicht unserer Dörfer. Die Unterschiede zwischen Stadt und Land heben sich auf. Eine große, friedliche und glückliche Zukunft steht vor uns allen.

Ferien und Freundschaft

Die Sonne brannte mit ganzer Kraft auf unser Schulhaus hernieder. Die letzten Unterrichtstage waren beinahe eine Qual. Die Sonne war mächtiger, und es hieß „Hitzeferien“. Bald war der letzte Schultag angebrochen, und alle, Schüler und Lehrer, freuten sich auf die großen Ferien. Was werden sie uns bringen? Von der Schule wurden fünf Schullager eingerichtet. Eins davon wurde in Stolpe bei Kyritz durchgeführt. Ein Schullager! Ja, das bringt spannende Erlebnisse, hinterläßt neue Eindrücke! Spannung und Freude wuchsen bei Schülern und Lehrern.

Endlich war der 17. Juli 1957 da. Rucksack und Koffer waren mit Freude gepackt, und so warteten wir auf das Lastauto, welches uns nach Stolpe bringen sollte. Doch es begann mit einer Panne. Zwei Stunden mußten wir warten. Begann die Fahrt auch mit Hindernissen, so sollten die letzten Tage für uns wohl die schönsten der Ferien werden.

Unser Auto hielt in Stolpe vor einem Bootshaus. Dieses ist direkt am See gelegen mit seinem Balkon und einer herrlichen Aussicht zum See und auf die schönen Wälder, die den See umgeben. War das nicht das richtige für unsere Ferien? Mit Hallo und Scherzen wurden die Lagerstätten eingerichtet. „Rechts die Mädchen, links die jungen Burschen, und wir Lehrer mittendrin.“

Zuerst wurde ein Erkundungsausflug in die nähere Umgebung durchgeführt. Ganz in unserer Nähe, nur über den Weg zu gehen, war ein kleiner Stützpunkt sowjetischer Soldaten. Der Abend kam, das Abendbrot schmeckte, und müde waren wir auch. Aber gleich schläft man ja nicht. Das wäre ja auch kein richtiger Abend, wenn Gespenstergeschichten und ein wenig Hallotria fehlen sollten.

Doch auf einmal — was war das?! Helle Aufregung! Die Jungen sprangen aus ihren Doppelstockbetten, die Mädchen hatten ein klein wenig Furcht und kamen ins Zimmer der Jungen. Was war geschehen? Wer störte uns? Ein heller, kräftiger Lichtstrahl traf unser Haus. Es war ein Scheinwerfer, der Flugzeuge einweist. Nachdem wir unsern Schülern die Ursache erklärten und ihnen sagten, daß der Scheinwerfer ganz in unserer Nähe stand, nämlich bei den sowjetischen Soldaten, schauten wir noch ein wenig zu, und dann wurde es wieder dunkel. Sollte das ein Willkommensgruß unserer sowjetischen Freunde gewesen sein? Das Interesse wuchs; denn so ein Scheinwerfer ist doch ein interessantes Ding, das man sich vielleicht aus der Nähe anschauen sollte.

Ein neuer Tag. Was wird er uns bringen? Vor dem sowjetischen Stützpunkt

befand sich ein großer Platz, auf dem wir schön spielen konnten. Das wurde natürlich auch getan. Die sowjetischen Soldaten schauten aus ihrem Lager zu. Als wir auf dem Wege zu unserer Unterkunft waren, kam der Vorschlag, die sowjetischen Soldaten zum Volleyballspiel einzuladen. Also zurück zu den Soldaten. Aber, wie wird das wohl werden? Mit unseren russischen Sprachkenntnissen war es leider schwach bestellt. Doch die Verständigung klappte. Man fühlte gleich ein gegenseitiges Verstehen, und eine Freundschaft sollte sich anbahnen, wie es vielleicht eine zweite nicht so schnell gibt. Strahlende Freude auf beiden Seiten. Die Zeichensprache, Vokabelbrocken, etwas Polnisch, ein bißchen Russisch und ein wenig Deutsch bildeten die allgemeinverständliche Sprache.

„Also, Towarischtsch, morgen wir spielen.“ Herzliche Händedrucke, auf Wiedersehen bis morgen. Nach Hause ging es. Aber Halt! Warum bis morgen warten? Heute abend sollte doch auf unserem Balkon ein Lampionfest starten. Wir hatten nur Mundharmonikaspieler, aber unter unseren sowjetischen Freunden spielte doch einer Ziehharmonika. Also nochmal zurück. Lachende Gesichter, herzliches Verstehen und die Einladung zum Lampionfest war perfekt.

Schön wurde der Balkon mit Lampions und wildem Hopfen geschmückt. Na, wenn das nicht schön werden sollte! Dazu der See als Spiegel, das war doch etwas. Die Spannung wuchs, alles wartete auf unsere „neuen“ Freunde. Endlich waren sie da. Sechs sowjetische Soldaten kamen zu uns, um mit uns gemeinsam einen Abend zu verbringen, an den wir wohl immer denken werden. Deutsche Volkslieder wurden gesungen. Schön war es, als unsere Mundharmonikaspieler, wenn auch erst nach vielem Zureden, ihre Lieder spielten. Schunkellieder und humorvolle Zutaten gaben die richtige Mischung für ein gegenseitiges Verstehen und ein Aufschließen der Herzen. Gemeinsam sangen wir russische Lieder, und wie leuchteten die Augen unserer sowjetischen Freunde, daß deutsche Kinder russische Heimatlieder sangen. Doch was empfanden wir wohl, als der Ziehharmonikaspieler mit seinen Liedern begann und manch schwermütige Weise des russischen Volkes durch die stille Nacht klang? —

Lieber Leser! Wenn Sie das nicht selbst erlebt haben, ist es schwer, es in Worten wiederzugeben. Denken Sie an die kurze Schilderung unseres Ferienhäuschen, und versuchen Sie nachzufühlen, was uns bewegte, welche andächtige Stille herrschte, als diese ergreifenden Lieder erklangen. Alles in uns schwang mit, und es entstand eine wahre Freundschaft. Eine Freundschaft mit Menschen, denen unser Volk ein großes Leid zugefügt hat. Dankbarkeit auf beiden Seiten und ein warmer Händedruck beschloß diesen schönen Abend. Jeder mit sich beschäftigt, stieg er in sein „Bett“ und schlief ein.

Ein neuer Tag! Neue Erlebnisse. Unsere Freunde hatten noch ein Volleyballnetz, wir organisierten zwei Pfähle, die Löcher waren von unseren

Soldaten schon ausgehoben, und eine fröhliche Meute baute das Netz für den ersten großen Kampf auf. Worüber staunten unsere Kinder immer wieder? Ja, unsere Freunde waren auch noch jung, doch wo sie anfaßten, da saß die Geschichte. Praktisch, flink und geschickt nur einmal. „Welch weiter Weg bei uns bis zur Vollendung einer polytechnischen Ausbildung“ — waren meine Gedanken.

Das Spielfeld wurde sauber abgeharkt, und die Mannschaften begannen sich mit „großer Konzentration“ auf das Spiel vorzubereiten. Die Herzen waren einander aufgetan, und Verständigungsschwierigkeiten gab es gar nicht mehr. Die Mannschaften nahmen Aufstellung. Ein Blumenstrauß von uns und die Ueberreichung eines roten Halstuches an einen Pionier eröffneten das Spiel. Wohl waren uns unsere Freunde im Spiel weit überlegen, doch stellten sie sich so gut auf unsere Pioniere ein, daß bei den Spielern nie einer den Kopf hängen zu lassen brauchte. Jeder gewann einmal. Wir bestritten auch Spiele, bei denen die Mannschaft gemischt war. Dabei konnten wir besonders viel lernen. Aber nicht nur unser Spiel wurde besser, sondern auch unsere Sprachkenntnisse vervollständigten sich. Die Tage eilten dahin, und keiner konnte sich den Tagesablauf ohne ein Zusammensein mit unseren sowjetischen Freunden mehr vorstellen. Nur eine Äußerung der Pioniere stimmte mich nachdenklich: „Ja, daß die sowjetischen Soldaten auch so sein können, haben wir zu Hause noch keinmal gehört“. Liebe Eltern, liebe Leser! Wir bauen eine sozialistische Schule auf. Beginnen wir auch mit einer breiten sozialistischen Erziehung zu Hause. Genug Beweise sind wohl erbracht worden, die uns zeigten, wo der wahre Freund des deutschen Volkes steht. Wir hatten nun das Glück, unsere Ferien mit sowjetischen Soldaten zu verbringen und schlossen Freundschaftsbande für immer. Auch die sowjetischen Soldaten brachten immer wieder zum Ausdruck, daß sie sich so die wahre Freundschaft zwischen dem sowjetischen und dem deutschen Volk vorstellen, und Sie können sicher sein, daß unsere Jungen und Mädels auch anderen von diesem freundschaftlichen Verhältnis erzählen werden und somit mithelfen, die deutsch-sowjetische Freundschaft zur Herzenssache aller Deutschen zu machen.

Leider vergingen die Tage viel zu schnell. Der letzte Tag rückte heran. Doch ein Lager ohne Lagerfeuer kann es ja gar nicht geben. So wurden die gemeinsamen Vorbereitungen für das Lagerfeuer getroffen. Es sollte zum Höhepunkt unserer Ferientage werden. Die Nacht brach an, und die Flamme stieg zum Himmel empor. Sowjetische Soldaten und deutsche Kinder Hand in Hand, Arm in Arm um das Lagerfeuer. Noch einmal erklangen deutsche und sowjetische Weisen in die nächtliche Stille. Die Soldaten überreichten unseren Pionieren rote Halstücher zum Andenken. Es ist nicht leicht, Worte für das zu finden, was uns wohl bewegte. Nicht nur die Augen unserer sowjetischen Freunde schimmerten feucht, auch

in unseren Herzen, in unserem Bewußtsein öffnete sich etwas, was wohl zum Ausdruck brachte, hier ist eine echte hohe, wahre Freundschaft entstanden. Minuten der Stille ließen die Gedanken unserer Freunde in die unendlichen Weiten ihrer fernen Heimat schweifen, zu den Lieben daheim. Groß war ihre Freude darüber, in Deutschland Menschen gefunden zu haben, deren Herzen sich ihnen öffneten und ihnen Tage des Sonnenscheins brachten. Ein Salutschießen für die Jungen Pioniere und auf die deutsch-sowjetische Freundschaft beendete diesen herrlichen Abend. Herzlich und voller gegenseitiger Dankbarkeit schüttelten wir uns die Hände und wünschten uns eine gute Nacht.

Der Morgen brach an, und die Abschiedsstunde schlug. Noch einmal gingen wir zu unseren Freunden, verabschiedeten uns, und sie winkten so lange, bis unser Auto nicht mehr zu sehen war.

Aber der Abschied sollte kein endgültiger sein. Gleich als wir zu Hause ankamen, wurde der Vorschlag gemacht, unsere sowjetischen Freunde noch einmal mit dem Fahrrad zu besuchen. Es ist zu erwähnen, daß sofort ein reger Briefwechsel entstand. Um einen Einblick in diesen Briefwechsel zu geben, sei es mir erlaubt, die Uebersetzung eines Briefes hier wörtlich wiederzugeben:

*Liebe Kameraden!
Freunde!*

Wenn Ihr wüßtet, wie glücklich wir waren, Euch zu sehen, mit Euch zu plaudern und zu spielen! Kann man denn beschreiben, was das Herz fühlt und wie es sich über ein Treffen mit Euch freut — natürlich kann man das nicht!

Es tut uns wirklich sehr leid, daß wir einige Mädchen und Jungen, die nicht gekommen waren, nicht wiedergesehen haben, aber wir hoffen, daß dies nicht unser letztes Zusammentreffen war.

Liebe Freunde! Ihr müßtet wissen, wie schwer es uns ums Herz ist nach Eurer Abfahrt, immerzu sucht man etwas und wünscht, daß es keine Trennung gäbe. Wir möchten zusammen mit Euch leben, Hand in Hand, freundschaftlich und friedlich, einander helfen in allem und gemeinschaftlich den Weg der Freundschaft und des Friedens gehen bis zum endgültigen Sieg des Kommunismus, wo uns die Losung empfangen wird: „Jedem nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen.“

Liebe Freunde! Wir können uns nicht genug freuen über Eure schönen Geschenke, die von Euren lieben Händen gemacht wurden, aber für die Herzen ist dies eine mühsame schwierige Art, und Ihr habt diese Art nicht zufällig gewählt.

Wir danken Euch, daß Ihr weder Zeit noch Mühe für uns gespart habt, und wir möchten auch irgend etwas Schönes tun, so viel Mühe anwenden,

wie Ihr es mit Eurem schönen Geschenk tatet. Wir begannen es und gedachten es zu beenden bis zu Eurem Kommen.

Liebe Freunde! Wir möchten dem ganzen Schulkollektiv unseren Gruß übersenden und ihm Erfolg wünschen im neuen, bereits begonnenen Schuljahr, beim Lernen und bei der Erziehung, aber auch ausgezeichnete Gesundheit und viele glückliche und schöne Lebensjahre. Liebe Freunde! Wir möchten Euch noch einmal danken, daß Ihr uns besucht habt und wir Gelegenheit hatten, mit Euch fröhlich die Zeit zu verbringen. Wir möchten Euch wiedersehen, mit Euch plaudern und spielen und von neuem einige glückliche Stunden, Stunden des Glücks und der Freundschaft, verbringen.

*Auf Wiedersehen, liebe Kameraden,
wir erwarten Euch und Eure Antwort!*

9. September 1957

W a d i k

Diesen Brief muß man wohl öfter lesen, um seinen Inhalt ganz zu begreifen. Aber es ist nur einer von vielen. Welche Anteilnahme, welches Vertrauen, welche Ehrlichkeit und was für eine Zuversicht strahlt dieser Brief aus, der von einfachen sowjetischen Menschen an deutsche Kinder geschrieben wurde. Ist das nicht wahre Freundschaft? Entscheiden und urteilen Sie selbst!

Endlich war der Tag da, an welchem unser Besuch starten sollte. Können Sie sich unsere Freude vorstellen, als uns 4 km vor unserem Ziel einer unserer sowjetischen Freunde entgegenkam? Es ist nicht leicht zu beschreiben, wie unser Freund gegen die Tränen ankämpfen mußte und wie ich selbst auf mich achtgeben mußte, um nicht weich zu werden. Vielleicht sagt der eine und der andere: „Na, das klingt alles ein bißchen übertrieben.“ Ich sage aber: „Es ist die reine Wahrheit.“ Warum? Jeder wird bestätigen können, wenn man mit sowjetischen Menschen zusammenkommt, ihnen offen entgegentritt und völliges Vertrauen hat, daß einem eine Herzenswärme entgegenströmt, wie man sie wohl sehr selten bei andern Völkern findet. Ueberlegen Sie selbst: Wie schnell ist bei dem deutschen Menschen einer dem andern feind? Prüfen und beobachten Sie sich selbst. Ganz anders bei unseren sowjetischen Freunden. Unser Besuchstag war ein Tag der Freude, ein richtiger Tag der deutsch-sowjetischen Freundschaft. Traurig wurden wir alle ein bißchen, als wir an den Sommer 1958 dachten. Werden wir mit unseren Freunden dann nicht mehr spielen können, werden wir nicht gemeinsam am Lagerfeuer stehen? Doch! Wir träumen heute schon davon. Unsere Freunde versprachen uns, alles was in ihrer Macht liegt, über ihren heimatlichen Betrieb (sie sollen noch in diesem Jahr in ihre Heimat entlassen werden), über den Verband des Konsomol oder über den Pionierverband, zu tun, um mit den Pionieren aus Bad Wilsnack ein Wiedersehen in ihrer Heimat, der schönen Sowjetunion zu feiern. Kann man sich unsere Freude vorstellen? Ich

glaube kaum. Vielleicht darf ich die Gelegenheit dazu benutzen, um das auszusprechen, was uns bewegte. Hoffentlich wird von unseren Stellen nicht ein gewisses Trägheitsprinzip angewandt, um das Wenn und Aber zu überlegen. Die Begeisterung würde alle Grenzen überschreiten, wenn wir von den entsprechenden Institutionen unserer DDR vollste Unterstützung erhielten, um mit unseren sowjetischen Freunden Tage der Freude und des Glücks in ihrer Heimat zu verbringen. Auch unsere sowjetischen Freunde malen sich diesen Urlaub schon aus. Hören Sie selbst die Worte eines sowjetischen Soldaten:

Stolpe, den 26. September 1957

Liebe deutsche Freunde!

Wir erhielten heute Euren Brief und freuen uns, daß es Euch bei uns in Stolpe gefallen hat und daß Ihr Euch dieses Tages gern erinnert.

Ihr schreibt, daß Ihr hofft, mit uns im Jahre 1958 bei uns in der Sowjetunion zusammenzukommen. Auch wir werden uns freuen, Euch wiederzusehen, und werden uns bemühen, Eure Hoffnung zu verwirklichen. Alles, was von uns abhängt, werden wir tun, und wir hoffen, daß Ihr Euch im Jahre 1958 bei uns erholen werdet zusammen mit den sowjetischen Pionieren.

Ja, das wird wunderbar sein und eine schöne Erinnerung für das ganze Leben. Ich stelle mir schon jetzt vor, daß Ihr bei uns, in meiner Heimat, seid. Es ist ein schöner heißer Sommertag (bei uns ist der Sommer heiß), wir sind am Ufer des Flusses Ob, es ist ein schöner Badestrand, ein Birkenhain, die weißen Stämme, das Grün oben und unten, nur an einigen Stellen durch das Grün sieht man den blauen Himmel.

Auf Wiedersehen, wir wollen hoffen, daß wir im Jahr 1958 uns zusammen erholen und baden werden im Ob und durch den Hain spazieren gehen werden, und der Hain wird bunt sein von blauen und roten Halstüchern.

W a d i k

Die Gedanken und die Unterhaltung während der restlichen Stunden unseres Besuches kreuzten immer wieder um den Besuch in der Sowjetunion. Der Abschied fiel uns wieder recht schwer. Doch ein Soldat hat ihn uns erleichtert. Er begleitete uns 5 km, um sich dann erst von uns zu verabschieden. 5 km ging er dann allein wieder zu seinen Kameraden zurück. Schwer ist diese geschlossene Freundschaft zu verstehen, wenn man sie selbst nicht erlebt hat. Schwer ist es auch darüber zu schreiben. Um es offen auszusprechen, es fehlen wohl die Worte, um diese Freundschaft, die zu einer wirklichen Herzenssache geworden ist, zu beschreiben. Es war unser schönstes Erlebnis mit sowjetischen Menschen, das wir nie vergessen werden.

Frauenwille verschönert ein Dorf

Geht man durch sächsische Dörfer, so fällt einem häufig auf, mit welchem Einfallsreichtum ein jeder Einwohner selbst das kleinste Stückchen Erde zwischen Straße und Haus zu einem Gärtchen macht und es mit großer Liebe pflegt. So nimmt es nicht wunder, daß man vor einigen Jahren in Sachsen einen Wettbewerb zur Ermittlung des am schönsten gestalteten Dorfes in jedem Kreise ausschrieb.

1957 wurde dieser Wettbewerb auch im Bezirk Potsdam begonnen. Im Frühjahr fand bei den Räten der Kreise eine vorbereitende Sitzung statt und dann — ja, dann geschah nicht mehr viel „von amtswegen“. Das soll nicht heißen, daß auch in den Dörfern nichts geschehen ist. Es gibt auch in der Prignitz Dörfer, in denen man sich Gedanken macht, wie die Heimat schöner gestaltet werden kann. In Falkenhagen zum Beispiel ist es Tradition, daß jedes Haus einen großen Vorgarten hat, und trotz des auch hier vorhandenen Arbeitskräftemangels waren die meisten Gärten auch in diesem Jahre in einem herzerfreuenden Zustand. Wie es zur Anlage dieser schönen Gärten kam, darüber weiß ein Bauer aus Falkenhagen, Herr Hellmut Schlaefke, zu berichten:

Es war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Unser Dorf wurde damals noch nicht von der Reichsstraße 103 gekreuzt, auch die Bahnlinie von Neustadt nach Rostock gab es noch nicht. Die Landarbeit war schwer, viel schwerer als heute, denn Maschinen hatte man noch nicht und außer der Arbeit auf den eigenen Äckern, hatten auch damals noch die Falkenhagener Bauern Hofgängerdienste bei den Herren von Treuenfels auf dem Rittergut Gerdshagen zu leisten. Das war ein Überbleibsel aus der Feudalzeit mit ihren Frondiensten. Waren der Landbevölkerung durch die Steinischen Reformen auch manche Lasten, Abgaben- und Arbeitsleistungen, von den Schultern genommen, so blieb sie doch in Abhängigkeit von den Gutsbesitzern. In Falkenhagen war Herr von Treuenfels Gerichtsherr und Patron der Kirche in einer Person. Er sprach in allen Dingen das letzte Wort.

Nach langen, schweren Arbeitstagen waren für die Bauern und Bäuerinnen auch die Feierabende nicht dazu da, um die Hände in den Schoß zu legen. An den langen Winterabenden versammelte man sich zum Spinnen und Weben. Beim Spinnen wurde gesungen, gescherzt und zum Schluß auch ab und an getanzt, aber es wurde auch über dies und das, was das Leben im Dorfe betraf, gesprochen. An einem solchen Spinnabend mag es

geschehen sein, daß eine unserer Urgroßmütter zum ersten Male den Gedanken aussprach: „Man sollte vor jedem Hause einen Blumengarten anlegen.“ Die Falkenhagener Bauersfrauen waren für diesen Gedanken schnell gewonnen, aber das für die Vorgärten benötigte Land war die Dorfaue. Um es nehmen zu können, bedurfte es nicht nur der Zustimmung des Dorfschulzen, sondern auch der Genehmigung des Herrn von Treuenfels aus Gerdshagen.

An einem schönen Sonntag zur Frühjahrszeit machten sich die Frauen aus Falkenhagen auf den Weg nach Gerdshagen, um ihre Bitte dem „gnädigen Herrn“ vorzutragen. Ihre schönsten Kleider hatten sie angezogen und die neue Schürze umgebunden, dann gingen sie zuerst in die Kirche und anschließend nach Gerdshagen.

Hier angekommen wurde eine Delegation der Mutigsten zum Herrn von Treuenfels geschickt, die in aller Untertänigkeit die Bitte um Genehmigung der Vorgärten vortrug. Aber Herr von Treuenfels hatte kein Ohr für die Bitten der Frauen, auch die Sonntagskleider beeindruckten ihn nicht. Im Gegenteil, Menschen, die nicht in Arbeitskleidern und bei der Arbeit waren, verärgerten ihn nur. Die Bitte wurde abgelehnt, und die Frauen mußten unverrichteter Dinge wieder heimwärts ziehen. Wer aber meint, Falkenhagener Frauen gäben so schnell ihr Vorhaben auf, der kennt sie schlecht. Ein Gutsarbeiter, der seinen „Gnädigen“ zur Genüge kannte mit all seinen Marotten und sehr ungnädigen Gepflogenheiten, gab den Frauen den Rat, den „Alten“ einmal in Arbeitskleidern bei passender Gelegenheit anzusprechen. Es war gerade Erntezeit, und jung und alt war auf den Feldern, als sich die Gelegenheit ergab. Wieder trugen die Frauen den alten Wunsch nach Vorgärten auf dem Gelände der Dorfaue vor. Diesmal knurrte der von Treuenfels „Ja“ und die Frauenschar zog mit Gesang heimwärts. Die Männer hatten nicht mehr an einen Erfolg geglaubt, nun spürten sie ihn, denn sie mußten schon am nächsten Morgen tüchtig zupacken beim Umgraben des harten Bodens. Ein richtiger Wettbewerb setzte ein, jeder wollte zuerst fertig sein und nach Möglichkeit seinen Nachbarn in der Schönheit seines Gartens noch übertrumpfen. So sind die Vorgärten in Falkenhagen entstanden und haben sich bis zum heutigen Tage erhalten. Wollen wir doch dessen eingedenk sein, mit welcher Mühe und Zähigkeit unsere Vorfahren dieses Ziel erreichten. Darum sollte jeder dafür sorgen, daß sein Vorgarten ein schöner, blühender Blumengarten ist, der das Dorfbild verschönt und den Falkenhagenern und allen Durchreisenden Freude bereitet.

Zeigt sich nicht auch hierin der Unterschied zwischen unserem Arbeiter- und-Bauern-Staat und dem halb feudalen, halb kapitalistischen Preußen von ehemals? Heute regt der Staat zur Verschönerung des Dorfes an und stellt Tausende von Mark als Preise für die Sieger des Wettbewerbs zur

Verfügung. Damals hatten zwar die Gutsbesitzer für die eigenen Familien herrliche Parks, aber die Genehmigung zur Anlage eines Gärtchens vor dem eigenen Hause, mußten die Bäuerinnen dem gnädigen Herren abbetteln. Die für die Gartenarbeit nötige Muskelkraft könnte ihm verlorengehen, so meinte er, und er war gegen jede solcher Neuerungen. Die Nachfahren jener Schöpferinnen der Vorgärten in Falkenhagen sollten sich den Ruhm nicht streitig machen lassen, daß Falkenhagen im Kreise Pritzwalk auch weiterhin das Dorf mit den schönsten Vorgärten ist.

Neue Heimatliteratur

Auf dem Gebiete unseres heimatlichen Schrifttums sind zwei neue Veröffentlichungen erschienen. Sie seien hiermit unseren Lesern bekanntgegeben.

J. Schultze: „Die Prignitz“

Aus der Geschichte einer märkischen Landschaft. Böhlau-Verlag, Köln.

Das umfangreiche Werk schildert in streng wissenschaftlicher Weise und auf Grund aller bisher bekannten Urkunden und Tatsachen den Ablauf unserer Prignitzer Heimatgeschichte. Es stammt aus der Feder eines erfahrenen Archivfachmannes, der durch seine bisherigen Veröffentlichungen sich bereits reiche Verdienste um unsere Prignitzer Heimatforschung erwarb, und es kann als das fundamentale Urkundenwerk bezeichnet werden, das bisher in unserer Heimatliteratur noch fehlte.

Adolf Graf: „Die Ortsnamen des Kreises Pritzwalk“

Veröffentlichung des Heimatmuseums Pritzwalk.

Das Heft, bereichert durch eine Karte der Grafikerin Annlie Zimmermann, befaßt sich mit der Namensdeutung aller im Kreise Pritzwalk vorhandenen Ortschaften und auch weiterer geographischer Bezeichnungen im Gebiete der Prignitz. Der Verfasser vermag als Germanist und als Kenner slawischer Sprachen interessante Winke zu geben für die Deutungsmöglichkeiten der Orts-, Fluß- und auch Familiennamen in unserer Prignitz, die uns in ihrer Herkunft und Bedeutung oft so dunkel sind.

A. H.

Das Heft enthält:

	Seite
Joachim Ringelnatz: Vorfreude auf Weihnachten (Gedicht)	353
Albert Hoppe: Ein alter Weihnachtsbrauch in Perleberg	354
Ernst Stadtkus: Winternacht (Gedicht)	362
Wilhelm Fubel: Das Havelberger Rathaus	364
Ernst Stadtkus: De Pelzbuck kümmt	368
Will Anders: Über die Arbeit des Kulturbundes im Kreise Pritzwalk	369
Werner Mayer: Aus alten Prignitzer Volksbüchern	372
K.-H. Hochschultz: Ferien und Freundschaft	376
H. Schlaefke/W. Anders: Frauenwille verschönert ein Dorf	382
Neue Heimatliteratur	384

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9

Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk

Wittstock: Alfred Süßmann, Wittstock, Kyritzer Straße 12

Kyritz: W. Anders, Kyritz, Robestraße 9

für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43

Hauptschriftleitung: Perleberg, Parchimer Straße 9

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Titelbild: Weihnachtsmarkt in Perleberg

Dezemberheft 1957 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen
des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und von den Räten
der Kreise Perleberg, Wittstock, Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 850-57 - 7389

Ein
frohes



Neujahr!

Aufn.: Albert Hoppe, Perleberg